

ORDEN POUR LE MÉRITE  
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

SECHSUNDDREISSIGSTER BAND  
2007 – 2008

WALLSTEIN VERLAG

ZWEITER TEIL  
PROJEKTE DES ORDENS

III. ÜBER DIE PFLICHT ZUM UNGEHORSAM

GEGENÜBER DEM STAAT

## PETER VON MATT

»NEIN, EINE GRENZE HAT TYRANNENMACHT ...«

### SCHILLERS VERHERRLICHUNG DES WIDERSTANDSRECHTS UND DIE SELBSTZENSUR DES TEXTES FÜR DIE BERLINER AUFFÜHRUNG

---

Schiller war vom Aufstand fasziniert, von Komplotten jeder Art. Verschwörungen hatten für ihn eine Magie, die aller rationalen Überlegung vorauslag. Der Bearbeitung durch den Künstler aber bot das dramatische, politische und philosophische Potential verschlagener Konspirationen unerschöpfliche Möglichkeiten. Am Ende steckte er seinen politischen Rebellions-Geschichten meistens die Fahne der »Freiheit« auf; denn »Freiheit«, in allen denkbaren Bedeutungen des Wortes, war und blieb seine Lebensparole. Am Anfang jedoch stand immer die kreatürliche Lust an weitläufigen Intrigen, und berauschen konnte er sich schon am bloßen Klang des Wortes »Freiheit«.

Es ist eine attraktive, aber nicht zu beantwortende Frage, ob der revolutionäre Zeitgeist, der Europa und Amerika in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts durchpulste, den jungen Schwaben ansteckte oder ob, umgekehrt, der von Phantasien des politischen Aufstands besessene junge Schwabe ein Jahrhundert vorfand, das der literarischen Umsetzung dieses seines persönlichen Traummaterials entgegenfieberte. Hier steckt ein altes Problem der künstlerischen Kreativität: kann sich die schöpferische Kraft eines einzelnen in

jeder Zeit verwirklichen, oder ermöglicht erst der Zusammenklang von privater Phantasie und Zeitgeist ein Genie, das ein halbes Jahrhundert später gar nicht mehr produktionsfähig wäre? Schiller, der nach 1780 zum dröhnenden Sprachrohr der Epoche wurde, wäre er um 1900 sprachlos geblieben?

1776 erklärten sich die Vereinigten Staaten für unabhängig und legiti­mierten ihre Revolution mit der feierlichen Deklaration der Men­schenrechte, die sich auf »the Laws of Nature and of Nature's God« beriefen, auf »die Gesetze der Natur und ihres Gottes«. 13 Jahre später, 1789, begann in Paris die Französische Revolution, die sich ebenfalls durch eine Erklärung der Menschenrechte öffentlich legitimierte, her­geleitet aus den »natürlichen, unveränderlichen und heiligen Rechten des Menschen« – »les droits naturels, inaliénables et sacrés de l'Homme«. Diese Erklärung geschah ausdrücklich »en présence et sous les auspices de l'Être suprême« – »in Gegenwart und unter der Schirmherrschaft des Höchsten Wesens«. Die Basis der neuen Frei­heit, welche das Feudalsystem beseitigte, war also auf beiden Seiten des Atlantiks einerseits das reine Naturrecht, andererseits dessen behutsame theologische Abstützung. Die Franzosen vermieden allerdings das Wort Gott, Dieu; sie setzten dafür das Höchste Wesen, l'Être suprême, unter dem sich jeder denken konnte, was er wollte. Die Ameri­kaner, die mit der Kirche weniger Probleme hatten als die Franzosen, behelfen sich mit dem leicht schillernden Ausdruck Nature's God.

Diese theologische Nuance in den grundlegenden Erklärungen der Menschenrechte ist mehr als eine historische Kuriosität. Zum Naturrecht, so kompliziert dessen Geschichte auch ist, gehört seit je der polemische Akzent gegenüber dem gesetzten, dem bestehenden, dem positiven Recht. Jedes gesetzte Recht bedarf einer höheren Instanz, vor der es sich rechtfertigen und als nicht willkürlich beweisen muß. Als diese Instanz präsentiert sich am überzeugendsten ein Naturrecht, das per definitionem immer und überall gilt. Nur wächst dieses Naturrecht nun auch nicht einfach auf den Bäumen. Es wird zwar als vorgegeben begriffen, muß aber dennoch von Menschen formuliert werden. Das ist ein klares Paradox. In unserer Gegenwart können wir es studieren an den Debatten um die Präambeln neuer

Verfassungen, sei es auf nationaler Ebene, auf Länderebene oder auf europäischer Ebene. In den Entwürfen zu diesen Präambeln wird stets nach der Benennung einer Instanz gesucht, vor der sich das positive Recht zu rechtfertigen hat und von der aus es gegebenenfalls in Zweifel gezogen werden kann. Dabei dreht sich die Diskussion auch heute noch einerseits um Prinzipien des Naturrechts resp. der Menschenrechte, andererseits um eine eventuelle Berufung auf Gott, die sogenannte *Invocatio Dei*. Beide, Gott und die Menschenrechte, sind keine empirisch gesicherten Größen im Sinne der Naturwissenschaften, sondern müssen geglaubt und gewollt sein.

Friedrich Schiller hatte die zwei Revolutionen begeistert begrüßt. Daß die französische sich schon bald in eine Orgie öffentlicher Hinrichtungen verwandelte, erschütterte ihn gründlich. 13 Jahre nach dem Sturm auf die Bastille unternahm er daher ein politikwissenschaftliches Experiment. Im Schauspiel »Wilhelm Tell« wollte er das Modell einer vernunftgelenkten, schlechthin legitimen Revolution aufstellen und unter das deutsche Volk bringen. Dazu bediente er sich des Sagenmaterials der Schweizer Chroniken, die in der Renaissance entstanden waren und in denen die Gründungsgeschichte der Schweiz im nachhinein mit viel Phantasie, Erfindungskraft und propagandistischem Aufwand geschildert wurde. Was Schiller am Stoff faszinierte, war einmal mehr das große Komplott, die Verschwörung, die diesmal ihren Höhepunkt in einer nächtlichen Schwurszene in freier Natur fand. Die Story um den Schützen Tell, eine Art von alpinem Western, flocht er geschickt um die Verschwörungsgeschichte herum, hielt die beiden Handlungsstränge aber getrennt. Der Gemsjäger Tell blieb ein unpolitischer Einzelgänger, der am Komplott keinen Anteil nahm. Seine Tat war die Selbstverteidigung eines bedrohten Einzelnen. So konnte Schiller den Tyrannenmord mit allen entsprechenden Bühneneffekten vorführen, ohne daß das blutige Attentat zu einem Programmpunkt der demokratischen Modellrevolution wurde. Diese Modellrevolution gipfelte im Stück denn auch nicht im kollektiven Revolutionshandeln, sondern im reinen Akt der Verschwörung, im gemeinsamen Schwur der Volksvertreter auf der versteckten Wiese am See. Mit einem raffi-

nierten Trick lagerte Schiller also das Skandalon der revolutionären Tat aus der Verschwörung aus – im Unterschied etwa zu Shakespeares »Julius Cäsar«, wo die Verschwörer beides planen und durchführen, die Wiederherstellung der Volksherrschaft und die Ermordung des Herrschers. Daß sich in der unmittelbaren Wirkung des Stücks die Erschießung des Reichsvogts Gessler für das Publikum dann doch mit der Verschwörung verquickte, ist eine andere Sache, und daß Schiller nichts dagegen hatte, auch.

Da es dem Autor nicht um die Geschichte der Schweiz im 13. Jahrhundert ging, sondern um das Studium der Bedingungen einer modernen Revolution, mußte er den offenen Widerstand gegen die real existierende politische Ordnung in seinem Stück zugleich vorführen und rechtfertigen. Den positiven Gesetzen des Reichsvogts gegenüber mußte eine höhere Instanz sichtbar werden, die jene Gesetze als Unrecht erwies. Schiller unternahm dies mit der großen Rede Stauffachers vor den versammelten Verschwörern. Sie gipfelt in den vierzehn Versen, die den anschließenden Schwur überhaupt erst legitimieren. An ihrem Anfang steht die berühmte Zeile, die noch in der DDR das Publikum elektrisierte: »Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht.« Das zielt auf den entscheidenden Punkt. Es ist allerdings erst eine Behauptung und noch nicht begründet. An der Begründung aber hängt das ganze Stück, hängt die gesuchte Theorie der modernen Revolution. Die Begründung folgt denn auch sofort, in Gestalt einer gewaltigen Metapher:

Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht,  
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,  
Wenn unerträglich wird die Last – greift er  
Hinauf getrosten Mutes in den Himmel,  
Und holt herunter seine ewgen Rechte,  
Die droben hangen unveräußerlich  
Und unzerbrechlich wie die Sterne selbst –

»Seine ewgen Rechte«, das sind »the Laws of Nature« der Amerikaner, »les droits naturels« der Franzosen, sind Naturrecht und Menschenrechte zugleich. Im rhetorischen Schwung dieser Rede erschei-

nen sie so selbstverständlich gegeben, als wüchsen sie tatsächlich auf den Bäumen. Die Geste des Herunterpflückens gehört sogar zum Kern der Metapher. »Unveräußerlich« nennt Schiller die Rechte, auf die sich der Widerstand gegen das geltende Gesetz, der zivile Ungehorsam, der Aufstand und die Revolution stützen. Das ist gewiß keine philosophische und keine juristische Argumentation, es ist eine rhetorisch-emphatische. Das Pathos ersetzt den Syllogismus, aber genauso treten ja die Menschenrechte auch in den zitierten Programmen der zwei Revolutionen und in den Präambeln der modernen Verfassungen auf. Man muß sie nicht beweisen, nur feierlich deklarieren – auch wenn ihre Gültigkeit keineswegs die Tatsächlichkeit der Sterne besitzt, sondern auf einem Konsens beruht. Dadurch, daß die Menschenrechte für ewig und unzerbrechlich erklärt werden, erscheint nun aber jedes andere Recht als im Grundsatz veränderlich. Hier steckt die Brisanz der Stelle. Wenn allein die Sterne nicht wackeln, dann wackelt alles andere, wackelt jede politische Ordnung, wackelt, heißt das in Schillers Zeit, jeder Thron. In Stauffachers Rede folgt nun der Passus:

Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,  
Wo Mensch dem Menschen gegenüber steht –  
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr  
Verfagen will, ist ihm das Schwert gegeben –  
Der Güter höchstes dürfen wir verteid'gen  
Gegen Gewalt –

Das bezieht sich zurück auf den Anfang. Wenn allgemeine Ungerechtigkeit herrscht, entsteht ein vorstaatlicher Zustand, der legendäre Naturzustand, aus dem heraus die politische Ordnung neu erfunden und entwickelt werden muß. Der Redner sagt damit den Verschwörern, daß sie hier und jetzt ihren Staat so zu begründen hätten, als wäre es der erste überhaupt. In diesem Falle aber, das versteht sich unausgesprochen, ist eine feudale Gesellschaft mit Königen und Fürsten kein Thema mehr.

Diese Passage ist die Magna Charta des bürgerlichen Widerstandsrechts in Deutschland. Ihre rhetorische Wucht machte sie für jedes



diktatorische Regime zum Skandalon, weil sie im Publikum unweigerlich Reaktionen auslöste. Sowohl die Nazis wie die DDR gebrauchten den »Tell« zunächst als Propagandastück für ihre Sache, mußten dann aber zusehen, wie er ganz anders verstanden wurde. Von DDR-Aufführungen wird berichtet, daß beim Satz: »Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht«, Scheinwerfer im Publikum zündeten, um die erwarteten Beifallsrufer zu eruieren. Und aus Hitlers Führerhauptquartier erging am 3. Juni 1941 der Erlaß: »Der Führer wünscht, daß Schillers Schauspiel ›Wilhelm Tell‹ nicht mehr aufgeführt wird und in der Schule nicht mehr behandelt wird.«<sup>1</sup>

Vor diesem Hintergrund ist es nun beachtlich und bedenklich, daß Schiller selbst genau diese Passage für die Aufführung in Berlin, die zweite nach der Uraufführung in Weimar, zensieren sollte und tatsächlich eigenhändig zensiert hat. Dies geschah nicht etwa auf Befehl der Obrigkeit, sondern – und das ist nicht ohne Ironie – in vorauseilendem Gehorsam. Der Prozeß dieses Eingriffs in die Schlüsselstelle des Werks spielte sich selbst wie ein konspirativer Akt, eine kleine Verschwörung ab.

Iffland, der führende Theatermann Deutschlands und Direktor des Nationaltheaters am Gendarmenmarkt, war von den ersten Einblicken in das neue Stück ekstatisch verzückt. An Schiller schrieb er: »Ich habe gelesen, verschlungen, meine Knie gebogen und mein Herz, meine Tränen, mein jagendes Blut hat Ihrem Geist, Ihrem Herzen, mit Entzücken gehuldigt! [...] Welch ein Werck! Welche Fülle, Kraft, Blüthe und Allgewalt! Gott erhalte Sie – Amen!«<sup>2</sup> Wenig später aber wurde Iffland in der Sache merkwürdig wortkarg. Die Ekstase war schweren politischen Bedenken gewichen. Er sah sich in einer Klemme. Er fürchtete eine lautstarke Zustimmung des Publikums bei der Rede über die Grenzen der Tyrannenmacht, und zwar in Gegenwart des Hofes und der Regierung – mit entsprechenden Konsequenzen für den Theaterdirektor. Aber gleichzeitig fürchtete er auch, daß ein Eingriff in Schillers Text, wenn er bekannt

1 Reproduziert in: Barbara Piatti: *Tells Theater. Eine Kulturgeschichte in fünf Akten zu Friedrich Schillers Wilhelm Tell*. Basel 2004, S. 214.

2 Schiller: *Nationalausgabe*. Band 40/I, S. 174.

würde, der Regierung in die Schuhe geschoben und öffentlich als ein Akt der Unterdrückung hingestellt werden könnte, was die Obrigkeit ebenfalls schwer mißbilligen müßte – mit entsprechenden Konsequenzen für den Theaterdirektor. Iffland mußte also den Autor zu Änderungen an dieser Magna Charta des bürgerlichen Widerstandsrechts bewegen, ohne daß die Nötigung ans Licht kam. Einen Brief zu schreiben, wagte er nicht. Auch dieser könnte ja an die Öffentlichkeit gelangen. So beschloß er, einen Vertrauten zu Schiller zu schicken. Allerdings konnte auch dies noch auffallen und zu Spekulationen führen. Der Mann mußte also in Weimar gewissermaßen zufällig auftauchen. Wie macht man das? Iffland kam auf die Idee, seinen Sekretär Pauli in geschäftlichen Sachen nach Leipzig reisen zu lassen. Anschließend sollte er Verwandte im nahen Naumburg besuchen, das genau zwischen Leipzig und Weimar liegt. Der Schauspieler Bethmann mußte den Sekretär auf dieser Reise begleiten, zu seinem privaten Vergnügen. Bethmann trug aber auch einen Brief Ifflands an Goethe bei sich, und nun sollte es so aussehen, daß der Schauspieler den Sekretär drängte, mit ihm doch auch noch nach Weimar zu fahren. Dadurch mußte sich Paulis Erscheinen in Weimar für die dortige Klatsch-Gesellschaft als bloßer Freundschaftsakt ausnehmen. Der Mann konnte also unbesorgt Schiller aufsuchen und ihm den langen Fragebogen vorlegen, den Iffland zum »Tell« verfaßt hatte. Neben theatertechnischen Dingen enthielt er auch Änderungswünsche aus politischen Gründen, darunter prominent die Bedenken zur Tyrannenmacht-Passage.

Obwohl der Fragebogen auf diese Weise versteckt wie ein Kassiber zu Schiller gelangte, fürchtete Iffland immer noch, er könnte irgendwann in falsche Hände kommen und als Pressionsinstrument der Obrigkeit gedeutet werden. Deshalb betonte er in dem Dokument mehrfach und geradezu penetrant, daß die »philosophisch-freie Regierung« zu Berlin weit mehr erlaube als irgendeine andere Monarchie und selbstverständlich auch gegen Schillers Original nichts einwenden würde. Das Problem sei allein der Großstadt-Pöbel, den es in Berlin leider gebe – im Unterschied zum kleinen Weimar, wo man das Stück ja auch ohne Striche habe aufführen können. In der »Men-

schenmaße« von Berlin könnte »ein Dutzend politischer Renomisten [...] Momente der Widrigkeit veranlassen«, die dann sogar wie eine Äußerung des ganzen Publikums erscheinen möchten. Und weiter: »Dies, in der Gegenwart des Hofes, kann einen unangenehmen Moment geben. Um so unangenehmer, da er sicher nur still empfunden würde.« Die hohe Obrigkeit, heißt das, würde also nur still leiden an der lauten Begeisterung des Pöbels über die Grenzen der Tyrannenmacht. Die Herrschaften würden keinesfalls irgendwelche Schritte unternehmen, aber ihr stilles Leiden wäre für den Theaterdirektor besonders schwer erträglich.

Diese Konspiration zur politischen Entschärfung des »Wilhelm Tell« wurde so sorgfältig durchgeführt, wie sie eingefädelt worden war. Pauli legte Schiller den Fragebogen vor. Dieser füllte ihn aus, verweigerte allerdings seine Zustimmung zu manchen vorgeschlagenen Eingriffen, so etwa zur Streichung des großen Tell-Monologs vor dem Mord an Gessler und zur Eliminierung der Parricida-Szenen am Schluß. Einer Änderung der Tyrannenmacht-Passage aber stimmte er zu. Einige Tage später schickte er die entschärfte Fassung nach Berlin. Sie ist in der Handschrift erhalten geblieben.

Wenn man die zwei Texte nebeneinander hält, steht man in einer politischen Laborsituation. Der veränderte Text macht schlagend sichtbar, was am Original anstößig war. Er verdeutlicht dessen Sinn und die versteckten Implikationen. Der ursprüngliche Text aber läßt uns die veränderte Fassung überhaupt erst verstehen. Das ergibt eine philologisch und literaturwissenschaftlich faszinierende Anlage.

FRIEDRICH SCHILLER:

*WILHELM TELL*

II. Akt, 2. Szene,  
Verse 1275-1289

STAUFFACHER

Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht, / Wenn der  
Gedrückte nirgends Recht kann finden, / Wenn  
unerträglich wird die Last – greift er / Hinauf  
getrosten Mutes in den Himmel, / Und holt  
herunter seine ewgen Rechte, /

SCHILLERS NEUFASSUNG

FÜR IFFLAND

Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht, / Wenn es  
zum letzten, äusersten gekommen, / Wenn rohe Will-  
kühr alles Recht zertritt, / Wenn kein Gesetz mehr  
hilft, dann hilft Natur, /

Die droben hangen unveräußerlich / Und  
unzerbrechlich wie die Sterne selbst – /  
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder, / Wo  
Mensch dem Menschen gegenüber steht – / Zum  
letzten Mittel, wenn kein andres mehr / Verfangen  
will, ist ihm das Schwert gegeben – / Der Güter  
höchstes dürfen wir verteid'gen / Gegen Gewalt  
– Wir stehn vor unser Land, / Wir stehn vor unsre  
Weiber, unsre Kinder!

ALLE  
*an ihre Schwerter schlagend*  
Wir stehn vor unsre Weiber, unsre Kinder!<sup>5</sup>

Das altererbte dürfen wir beschützen / Gegen Gewalt  
– Wir stehn vor unser Land, / Wir stehn vor unsre  
Weiber, unsre Kinder.

FÜNF ODER SECHS STIMMEN  
*wiederholen langsam mit Würde und Anstand*  
Wir stehn vor unsre Weiber, unsre Kinder.<sup>4</sup>

Der mächtige Auftakt mit der Jahrhundertparole des ersten Verses bleibt bestehen. Im Original erscheint sie als eine Behauptung, die anschließend begründet wird: Es gibt eine Grenze, sie besteht in den »ewgen Rechten«. Diese Logik verschwimmt in der Neufassung fast ganz. Der Hymnus auf die Menschenrechte mit der großartigen Sternenmetapher fällt weg. Seine Aussage wird auf einen Satz komprimiert, der praktisch unverständlich ist: »Wenn kein Gesetz mehr hilft, dann hilft Natur«. Rein verbal, vom Wortmaterial her, sind zwar die wesentlichen Elemente noch da. Die Begriffe »Recht«, »Gesetz« und »Natur« fallen rasch nacheinander und stecken das Theoriefeld des Naturrechts ab. Aber das eröffnet sich dem Leser erst im Blick auf die Originalfassung. Der Satz »Wenn kein Gesetz mehr hilft dann hilft Natur« tönt heute eher nach einem Bekenntnis zur Alternativmedizin als nach einer Grundregel der modernen Demokratie. Im Theater begreift ihn mit Gewißheit niemand. Damit ist die Rechtfertigung des Aufstands und der republikanischen Staatsgründung faktisch getilgt.

Nicht weniger ins Gewicht fällt die Streichung der anschließenden Verse. Deren Bedeutung würden wir vermutlich überlesen, wenn wir nicht durch Schillers Eingriff aufmerksamer geworden wären. Wie die erste Hälfte des Abschnitts vom Naturrecht spricht die

5 Schiller: Nationalausgabe Band 10, S. 185.

4 Schiller: Nationalausgabe Band 10, S. 442. Eine Reproduktion der Handschrift findet sich im gleichen Band nach S. 452. Das Original liegt im Schiller-Nationalmuseum Marbach.

zweite vom Recht zur Gewalt im politischen Widerstand. Die Tyrannei, so die Argumentation, stellt den Naturzustand wieder her, eine Welt vor jeder staatlichen Ordnung. In diesem Naturzustand (den es wohl nie gegeben hat, der aber eines der wirksamsten Denkbilder in der politischen Philosophie der Neuzeit ist) lebt nach Schillers Darstellung der Mensch nicht friedlich mit dem Menschen zusammen, wie etwa Rousseau es meinte. Vielmehr steht, wie Hobbes es sich dachte, einer dem andern mit der Waffe in der Hand gegenüber, weil nichts anderes ihn beschützt. Er muß sie gebrauchen und darf sie gebrauchen um der schieren Existenz seiner selbst und seiner Frau und seiner Kinder willen. Das »Schwert« als »letztes Mittel« im Falle von tyrannischer Gewalt wird dabei nicht nur explizit beschworen, sondern auch theatralisch massiv verdeutlicht. Alle schlagen an ihre Waffe und bekennen sich lautstark zu deren Gebrauch.

Auf der Berliner Bühne ist vom Schwert nicht mehr die Rede. Die ausdrückliche Legitimierung der Gewalt im Rückgriff auf das Naturrecht ist aus dem Text verschwunden. Statt daß alle Verschworenen mit ihren Waffen rasseln und rufen: »Wir stehn vor unsre Weiber, unsre Kinder!«, sprechen nur noch »fünf oder sechs Stimmen« diesen Satz, und zwar keineswegs kampflustig, sondern »langsam mit Würde und Anstand« und ohne nach dem Schwert zu langen. »Das Altererbe dürfen wir beschützen / Gegen Gewalt«, heißt es jetzt. Damit wird die hochgemute Beschwörung der naturgegebenen Menschenrechte abgelöst durch eine Berufung auf das »Altererbe«, auf rechtliche Traditionen und Freibriefe, auf Juristisches also, das zur Sphäre des positiven Rechts gehört. Das trompetenhelle Bekenntnis des ursprünglichen Textes ist praktisch verstummt. Die Passage endet, um eine berühmte Zeile von T. S. Eliot zu zitieren, »not with a bang but a whimper«.

Und jetzt? Was jetzt? Soll man Schiller aus dem Vorgang einen Strick drehen? Immerhin hat er das Original geschaffen und unverändert zum Druck gebracht. Oder soll man gegen Iffland vom Leder ziehen? Heroismus zu verlangen von anderen Leuten, wenn der eigene nicht mehr gefordert wird, ist wohlfeil. Das tragikomische Komplott von Regisseur und Autor gegen das eigene Stück kann überdies noch

zusätzliche Gründe gehabt haben, von denen wir nichts wissen und die der Sekretär Pauli dem Dichter nur mündlich mitteilen durfte. Andererseits zeigt die Affäre auch die grundsätzliche Differenz zwischen dem Freiraum, in dem sich die Literatur entfaltet, und den Zwängen der Gesellschaft, die sie deutet, wie *sie* will. Im Schreiben ist der Autor frei, der Deutung des Geschriebenen aber muß er wehrlos zusehen. Dieses Problem wird sichtbar in Ifflands Satz auf dem Fragebogen, wo die Tyrannenmacht-Passage zur Diskussion steht: »Aber diese im hohen, schönen Schwunge dargestellten Menschenrechte, mahnen an eine mißverständene, die Europa leiden machten.« Der Satz ist grammatisch mißraten, im Inhalt aber unzweideutig. (Man müßte wohl das Wort »eine« streichen.) Schillers Text, so Iffland, liegt zu nahe an der Menschenrechtsdeklaration der Französischen Revolution. Er kann als Bekenntnis zu dieser Revolution verstanden werden, die Europa mit Kriegen überzogen und das Feudalsystem erschüttert hat. Diese mögliche Deutung durch die Berliner Aristokratie ist für den Autor Schiller nicht ohne tragische Ironie. In scharfer Ablehnung der blutigen Französischen Revolution will er eine humane, gerechte Revolution zeigen und sieht sich nun dem Verdacht der Mitläuferschaft mit jener inhumanen, ungerechten ausgesetzt. Dabei hätte der gleiche Text damals durchaus auch als ein Manifest gegen Preußens größten aktuellen Gegner gelesen und dem Berliner Publikum lautstark zu Gehör gebracht werden können. Napoleon hatte sich in Frankreich vor kurzem zum Alleinherrscher gemacht, und noch im laufenden Jahr ließ er sich zum Kaiser krönen. In genau den Tagen, als die Uraufführung des »Tell« in Weimar stattfand, flog in Paris eine republikanische Verschwörung gegen ihn auf. Zur Abschreckung ließ er den unschuldigen Herzog von Enghien erschießen, eine Tat willkürlicher Gewalt, die den neuen Kaiser für viele als Tyrannen erwies. Die Gleichsetzung Napoleons mit Gessler hätte sich also ohne weiteres aufgedrängt. Tatsächlich wurde Schillers Stück in genau diesem Sinne wenig später zu einem Propagandatext der deutschen Freiheitskriege. Die Schriftsteller haben das Hoheitsrecht der Schöpfung, das Hoheitsrecht der Deutung haben sie nicht. Daraus entspringt ein Di-

lemma, in dem sie immer wieder landen. Sollen sie zu schreiben unterlassen, was sie für richtig finden, nur weil es falsch gedeutet werden könnte? Sollen sie die böswilligen oder beschränkten Leser im voraus in Rechnung stellen? Ifflands Konspiration gegen Schillers Klartext ist ein Lehrstück, aus dem keine eindeutige Lehre gezogen werden kann.

### *Dokumentarischer Anhang*

*Brief von August Wilhelm Iffland, dem Direktor des Königlichen National-Theaters am Gendarmenmarkt in Berlin, an Schiller vor der Berliner Aufführung. Iffland, der schon 1782 bei der Uraufführung der »Räuber« den Franz Moor gespielt hatte, spielte selbst den Tell.*

Berlin den 7n April 1804

Einige Stellen in Tell, sind mir in Betreff der Vorstellungsart, nicht deutlich. Einige Stellen geben mir politische Bedencklichkeit. Ueber die letzteren, kann ich hier nicht nachfragen, und nachfragen wollen. Es bleibt alles mir überlassen. Ich schicke daher mit meinen Ideen darüber, den Sekretair des Theaters Herrn Pauli, einen Mann von Sinn und Gefühl, meinen Freund, an Sie. Es soll hier Niemand wissen, daß und weshalb er geht. Es muß, dünckt mich, in Weimar Niemand wissen weshalb er dort ist. Meine Fragen und Wünsche, so wie wenn Sie die letzteren zu erfüllen für recht achten sollten, dürfen dort und hier nicht bekannt werden. Ich glaube man machte damit für Sie, mich und die Tendenz des Tell, ein Aufheben ohne Noth. Ich sage also hier, Herr Pauli, hat ein Engagementsgeschäft in Leipzig, besucht Verwandte in Naumburg und Herr Bethmann der zu seinem Vergnügen ihn begleitet, bringt und dringt ihn nach Weimar, wohin ich an H von Göthe ihm Briefe zu Erlangung des Götz von Berlichingen mitgegeben und einen Brief an Sie, der Ihre Bekanntschaft ihm erwerben soll, dabei – wie es denn wircklich der Fall ist – sollen zwischen Ihnen und der Direction Beredungen für mehrere Punkte auf Zukunft getroffen werden. Genehmigen Sie das und da

sein Auffenthalt nur zwei Tage sein kann, sprechen Sie ihn gleich. Könnte er dort Tell geben sehen: so wäre es ein großer Gewinn für die hiesige Vorstellung. Ich bitte nichts, versage mir die Hoffnung nicht und verehere Sie und den Tell von ganzen Herzen. Das Uebrige was sich nicht schreiben läßt, durch Herrn Pauli mündlich. Ihr

Iffland

Laßen Sie mich noch das zum Ueberfluß hinzusetzen, was Ihre Menschenkunde dem Manne auf den ersten Blick ansehen wird, daß H Pauli ein durchaus ehrlicher und vester Mann ist. Ich habe ihn beauftragt über mehrere Gegenstände, die sich nicht, oder nur schwierig schreiben laßen, ausführlich mit Ihnen zu reden. Schenken sie ihm Ihr Vertrauen ohne Rückhalt, so wie er von mir zu Ihnen ohne allen Rückhalt reden wird.<sup>5</sup>

*Aus Ifflands geheimem Fragebogen, den der Sekretär Pauli Schiller am 9. April 1804 zur Beantwortung vorlegen mußte.*

Die Rede des Stauffacher: »Nein, eine Grenze hat Tirannenmacht« pp »Wir stehn vor unsre Weiber, unsre Kinder!« wünsche ich, nur ich, geändert. Die Berliner Regierung verstattet alles, was man in keiner Monarchie verstattet. Diese philosophisch-freie Regierung kann es auch verstatten. Aber diese im hohen, schönen Schwunge dargestellten Menschenrechte, mahnen an eine mißverständene, die Europa leiden machten. Will der Dichter einen Pöbel – wie jede so große Volcksmaße ihn hat, zu einem tumultuarischen Aufjauchzen reizen?? Dieses – mit dem, was nachkommt – könnte einen Effect machen, den der Dichter nicht will und den ich nicht wünschen kann. Dem reinen Menschen ist diese Stelle ehrwürdig; ich möchte nicht der Menge Gelegenheit zum Mißbrauch geben.

Die Kinder rennen mit Trümmern [der Burg Zwing Uri] über die Bühne und rufen: »Freiheit! Freiheit!« Ich weiß nicht, was mehr zur

5 Schiller: Nationalausgabe. Band 40/I, S. 196f.



Sache gehört als dieser Ruf. Doch möchte ich wünschen, sie riefen etwas, das mehr den Haß gegen Geßler verkündete, als den Jubel über das Ende der monarchischen Regierung.

[Schiller schlägt als Ersatz den Ruf: »Rettung und Erlösung!« vor.]

Ich wiederhole, daß weder Hof, noch das eigentliche Publicum mir Aengstlichkeit auferlegen. Ganz ein anderes ist aber ein Schauspiel, wie Tell, in Weimar zu geben, wo das Verhältniß der geringeren Menschenzahl, dem Parterre, was dicht vor den Augen des Hofes ist, gewisse, gleichsam gesellschaftliche Conventionen bildet und stillschweigend versichert. Diese fallen hier, in der großen, vom Hofe entfernten, so verschiedenen Menschenmaße weg. Ein Duzend politischer Renomisten können Momente der Widrigkeit veranlassen, die mit falschem Schein den Stempel einer Aeüßerung des Publicums tragen. Dies, in der Gegenwart des Hofes, kann einen unangenehmen Moment geben. Um so unangenehmer, da er sicher nur still empfunden würde. Dem möchte ich begegnen, und deshalb wende ich mich mit Gradheit an Sie. Um so unbefangener durch einen mündlichen Ausleger, da alsdann von allen Theilen darüber kein Buchstabe gewechselt worden ist.<sup>6</sup>

*Schiller an Iffland mit einigen von diesem gewünschten Neufassungen, darunter das Stauffacher-Zitat. Andere verlangte Eingriffe lehnte Schiller ab.*

Weimar 14 April 1804

Hier übersende ich Ihnen, werthester Freund, die veränderte Lesart der drei bedenklich gefundenen Stellen. Möchten sie nun für Ihre Verhältnisse paßend seyn! Anders konnt ich mich nicht faßen, ohne dem Geist des ganzen Werks zu widersprechen, denn wenn man einmal ein solches Süjet, wie der Wilh Tell ist gewählt hat, so muß man nothwendig gewisse Saiten berühren, welche nicht jedem gut ins Ohr klingen. Können die Stellen, wie sie jetzt lauten, auf einem Theater nicht gesprochen werden, so kann auf diesem Thea-

<sup>6</sup> Schiller: Nationalausgabe. Band 10, S. 449-460. Hier auch weitere Einzelheiten zur Berliner Aufführung.

ter der Tell überhaupt nicht gespielt werden, denn seine ganze Tendenz so unschuldig und rechtlich sie ist, müßte Anstoß erregen.

[...]

H Paulis Bekanntschaft war mir sehr angenehm. Ich habe in ihm einen Mann von Einsicht und Geist und einen braven Mann schätzen lernen. Empfehlen Sie mich ihm aufs beste.

Ganz der

Ihrige

Schiller<sup>7</sup>

(Die Uraufführung von »Wilhelm Tell«, ursprünglich für Berlin geplant, fand in Weimar am 17. März 1804 statt, Regie Goethe, Dauer 5½ Stunden. Die erste Aufführung der Berliner Inszenierung unter Iffland war am 4. Juli 1804.)

7 Schiller: Nationalausgabe. Band 32, S. 123f.